

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die hundert Tage.

Roman aus dem Jahre 1815 von M. von Witten.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Ein paar Augenblicke lang gingen die stöhnenden Atemzüge Blüchers durchs Zimmer. Dann stöte er in seinen mildesten Tönen:

„Doktorchen! Brieslechen! Lassen Sie doch mal Ihre Reiberei und laufen Sie schnell zu dem Kostiz. Mir ist da eben ein Gedanke gekommen. Er soll nicht reiten! Ich werde ihn noch sehr nötig haben.“ Der kleine joviale Mann blickte verwundert auf, Blücher aber lehrte das Gesicht vorsichtig Ulrich zu und blickte ihn groß und voll mit seinen schönen Blauaugen an. „Ich werde eine Ordomanz an Ihren Obersten senden. Sie werden einen mündlichen Auftrag von mir an Wellington übermitteln!“

Ulrich schneckte empor. Seine ganze, für alles Große und Gute glühende Seele lag in seinen Augen.

„Herr Feldmarschall, für mein Leben gern!“

„Das wußte ich. Aber Platz behalten! Sie müssen doch auch verteuft müde sein! — Also, Brieslechen,“ wandte er sich wieder an den Arzt, der an das Lager des Fürsten herangeritten war, „der Kostiz soll da bleiben. Sich eine Stunde aufs Ohr legen. Der Ersten wird reiten. Und dann — Halt!“ kommandierte er, als der etwas korpulente und dabei doch bewegliche Herr rasch davonreiten wollte. „Das Beste kommt noch!“ Wieder ein ganz verschmitztes Lächeln — ein kurzer, jubilerender Seitenblick auf Ulrich. „Der Unteroffizier soll kommen. Ich habe Hunger und Durst. Braut er etwa das Bier erst, das er mir bringen wollte?“

Der kleine Doktor nickte, sehte den Klemmer fester auf die wulstige Nase und stürmte davon.

„Und nun zu uns, Herr Rittmeister!“ begann Blücher von neuem. „Also reiten Sie, sobald Sie sich gestärkt, nach Quatrebras. Sagen Sie meinem Bruder Wellington, der Napoleon hätte uns eins ausgehauen, weil wir zu schwach gewesen und die Engländer nicht hätten zu Hilfe kommen können. Aber wir wären trotzdem noch guten Mutes. Wenn er noch gesonnen wäre, sein Wort zu halten, gemeinsam mit uns Napoleon anzugreifen, würde ich mit meinem frischen Korps Bülow und mit den andern dreien in aller Kürze zu ihm stoßen.“

„Herr Feldmarschall!“ Dankbarer Jubel klang aus Ulrichs Stimme.

„Nur über das Wo kann ich noch keine Auskunft geben. Mein Kopf, mein guter Gneisenau, ist noch nicht hier. Der Kostiz meint, der Generalstabschef müsse den Truppen die Richtung auf Wavre angewiesen haben. Der Herzog soll Ihnen mündlich seine Antwort geben. Und falls er noch gemeinsam mit uns operieren will, Ihnen sagen, wo er eine Schlacht zu schlagen gedenkt.“

Da tat sich die Tür auf. Ein strohblonder hagerer Unteroffizier in der Uniform der freiwilligen Jäger, die linke Hand in einer Binde tragend, trat ein, einen Stalleimer in der Rechten.

Ulrich sprang auf. Er preßte die Hand gegen das Herz. So stand er mit weit vorgebeugtem Kopf; mit Augen, in denen jähes Erschrecken, Zweifel, bewußtes Erleiden bis zum glücklichsten Jauchzen blitzartig wechselten.

„Herr Feldmarschall! Verzeihung! Das Warmbier —“ Der Unteroffizier ist an das Lager des Fürsten getreten. Jetzt hebt er den Blick. Ein Zittern durchläuft seinen Körper — dabei wie ein Echo auch in seinen hellen Augen jene blitzartig wechselnde Scala des Ausdrucks vom jähen Erschrecken bis zum glücklichsten Jauchzen.

„Na! Was ist denn los?! Verschütte mir nicht den teuren Saft!“ droht Blücher mit gemachtem Groll. Aber auch in seinen Augen leuchtet ein glänzender Wiedererschein jenes glücklichsten Jauchzens. Und mit einem Male kommandiert er: „Unteroffizier Schneider, reichen Sie dem Herrn Rittmeister einen Trunk Warmbier!“ Gottfried gehorcht. Mit bebender Hand hebt er den Eimer empor — Ulrich entgegen. Der nimmt ihn — trinkt, trinkt wie im Traum. Seine dunklen Augen tauchen sich über den Eimerand hinweg in die hellen klaren Sterne seines Gegenübers —

„Halt! Herr Rittmeister! Nicht zu viel!“ ruft Blücher lachend. „Der Stoff ist rar! Eimer hingeseht. So! Nun sehen Sie sich einmal den Unteroffizier Schneider an. Er gehört zu Ihrer Schwadron. Sie kennen ihn. Aber seinen ganzen Wert haben Sie doch noch nicht erkannt. Nächste meinem Adjutanten Kostiz ist er es heute gewesen, der mir das Leben gerettet. Sonst hätte Preußen keinen Blücher mehr. Ich habe ihn deshalb zum Unteroffizier gemacht und zu meiner persönlichen Dienstleistung berufen. Sobald ich wieder auf den Beinen bin, können Sie ihn wiedererkennen. Und ehe noch einer der beiden etwas entgegenen kann, fügt er mit einer Stimme, durch deren Tiefe sonnige Tränenquellen rauschen, hinzu: „Rittmeister Erlén, umarmen Sie den Gottfried Schneider. Er hat's verdient!“

Und da liegen sich die beiden in den Armen, von Sehnsucht und Liebe zueinander getrieben — mit Schluchzen und Jauchzen. In tiefer wonnigster Wiedersehensfreude küssen sie sich auf den Mund. Als hätten sie Blüchers vermissen. Oder als gehörte er zu diesem wunderbaren Glück.

Mit einem Male aber macht sich der neugebadene Unteroffizier los. Mit impulsiver Bewegung kniet er neben dem Lager des Feldmarschalls nieder und ergreift in tiefer Ehrfurcht seine Linke, über die er sich mit einem Kusse neigt.

„Vater Blücher! Vater Blücher! Wie sollen wir Ihnen danken?“

„Ja! Wie sollen wir Ihnen danken!“ wiederholt Ulrich mit feuchtglänzenden Augen.

„Dadurch, daß Ihr Eure Kinder zu guten braven Deutschen erzieht! — Hollah! Was schade ich altes Waschweib da für krauses Zeug!“ unterbricht er sich lachend, indem er

sich mit der Linken, die er freigemacht, auf den Mund klopfte. „Es ist Zeit! Zum Dienst, Herr Rittmeister! Ich erwarte tunlichst bald Ihre Nachricht von Wellington. Und Unteroffizier Schneider! Wenn noch was in dem Eimer ist: ich habe Durst!“

In dieser Nacht gibt es weder Ruhe noch Schlummer. Die Geister der Erschlagenen ziehen klagend durch die Luft, die Geister der Lebenden finden nicht Frieden. Ruhelos harren sie, neuen Kampfes gewärtig, oder sie flüchten von bannen. —

Der Herzog hat all die tapferen Angriffe der Franzosen unter Marschall Ney bei Quatrebras abgeschlagen. Nun kehrt er als Sieger in sein Hauptquartier nach Genappe zurück.

Als Sieger!

Um alles in der Welt nur nicht den Briten in die Hände fallen, den Briten, den Todfeinden Napoleons, die in der Frühe des nächsten Morgens sicherlich von Quatrebras her in Genappe anfluten werden!

Auf der großen Straße Genappe—Waterloo und dann bei Glabais direkt nach Norden ausbiegend, fährt ein eleganter, vierspänniger Reisewagen dahin. Ein alter, schmalgebauter Herr mit dem engherzig-egoistischen Ausdruck eines vornehmen Junggesellen in den faltigen Jügen, aber mit schönen, müde-melancholischen Augen, lehnt im Vorderitz.

Neben ihm zur Linken eine Dame mit müden, erschlafften Gliedern. Jung und schön. Weiches, goldblondes Haar hauscht unter dem seidnen Schutzhütchen hervor und umrahmt das seine gelbweiße Gesicht mit dem süßen, schwelenden Munde, das von irgend einem Erdenleid wie von einem dunklen Schleier überschattet ist.

Die Lampe, die in einer Ecke des Wagens an der Rückwand brennt, beleuchtet hell genug die beiden.

Sie sprechen kein Wort. Schon seit langem nicht. Jeder ist in seine Gedanken versunken.

Endlich fährt der alte Herr, den Stock mit der Eisenbeinfrücke gegen den Boden des Wagens stoßend, auf:

„Wahnsinn, Parbleu! Nach Norden zu fahren! Der Kaiser steht im Süden —“

„Aber Oheim!“ Die junge Frau hebt ein wenig das Haupt. „Zwischen ihn und uns haben sich die Engländer geschoben. Uns bleibt doch keine Wahl.“

Der alte Herr brummt etwas in seinen vollen weißen Spitzbart.

Und außerdem, wo sollten wir hin, wenn wir nicht in Genappe bleiben wollten?“

„In Genappe? Jetzt in Genappe bleiben? Um alles in der Welt nicht!“ Mit drohenden Augen spricht der Onkel die Richte an. „Was hast du manchmal für Ideen, Toska!“

Die Angeredete achtet des Vorwurfs nicht.

„So ist Frischermont unsere einzügste Zuflucht,“ fährt sie in müde-gleichmütigem Tonfall fort. Deine Schwester wird uns mit Freuden empfangen — ihr Schloßchen ist fest gebaut, so daß es uns in jedem Falle eine Zuflucht bieten kann —“

„In jedem Falle?“ fährt Eugen von Cure auf. „Toska, soll das etwa heißen, daß du . . . daß du kein Vertrauen mehr zu Napoleon hast?“ Er umklammert unsanft ihr Handgelenk. „Diese deutsche Ehe hat dich mit einem Gift durchseucht — —“

Sie zuckt kaum sichtbar zusammen.

„Laß!“ Mit einer erzwungenen Gelassenheit macht sie sich los. „Du tust mir weh!“

„Berzeth!“ Er verbeugt sich weltmännisch. „Das wolltest nicht. Aber du hast eine Ark, einen um alle Mühe zu bringen.“

„Weil du mir mißtraust!“ Ihre Lippen zucken.

„Ich dir mißtrauen?“ Mit grüßlich-zänkischem Feuer sprächen seine Augen ihr ins Gesicht. „Sag, du mißtraust den Waffen Napoleons, mißtraust seinem Genie, seinem Stern! Das ist das Gift, mit dem dieser Preuße dich infiziert! Du bist nicht mehr fähig, unsern Herrlichen in reiner, schrankenloser Hingabe zu verehren. — Aber ich sage dir: er ist noch der Alte! Der sonnenstrebende Kar! Geschlagen wurde gestern Ney! Nicht Napoleon! Napoleon hat die Preußen gestern geschlagen! Und morgen wird er Sieger über die Briten sein. Dann ist Frankreich gerettet. Seine Feinde liegen ihm, von neuem bezwungen, zu Füßen! In alter Glorie steht das Vaterland da. — Oder?“ er blickt das Haupt mit der scharfen Nase herunter und weit vor,

so daß er von unten herauf in Toskas Antlitz blickt. „Oder?“ Seine Augen bohren sich förmlich in die ihren. „Oder entspreche das den Wünschen meiner Frau Richte etwa nicht?“

Toska hält dem bohrenden Blick des Oheims stand. Aber um ihre feinen Lippen sucht es von neuem und ihre Augen füllen sich mit Tränen.

„Das ist der Fluch, wenn man einmal seinen Ueberzeugungen untreu geworden, — wenn man einmal Berrat gelibt! Berrat kann nur Berrat gebären. Wie ein welkes Blatt, losgelöst von ihrem Heimatbaum, taumelt solche arme Menschenseele zwischen Himmel und Erde herum. Keinem wirklich zugehörend, von allen mit Argusaugen betrachtet. Und ist sie ehrlich genug, keinen weiteren Berrat zu üben, so wird er ihr — angedichtet!“

„Madame — hier ist die Frage, ob solch ein Wesen — in tausend Widersprüche verstrickt, — noch dieser Ehrlichkeit fähig wäre!“

Da fährt Oskar zusammen, wie einer, den man ins tiefste Herz getroffen. Ihr Gesicht ist jählings eingefallen und aschfahl. Aus ihren Augen, groß und weit geöffnet, starrt das Entsetzen. Ihre trockenen Lippen bewegen sich und bringen doch keinen Ton hervor.

Dem alten Herrn wird's unbehaglich zu Mute.

„Voilà!“ Er zieht sich knurrend, und als fröstle er in dieser Sommer-Regennacht, in seinen Wagensitz zurück. „Das ist auch so eine deiner dummen deutschen Angewohnheiten, alles auf die tragische Achsel zu nehmen. Helas! Sobald der Krieg beendet ist, läßt du dich eben scheiden. Dann ist alles wieder im Vot! Und jetzt will ich ruhen! Versuch du auch zu schlafen! Hast es nötig! Vom Gräbeln und Grillensfangen wird keine Frau schöner.“

Noch eine Nacht. Eine stürmische, regennasse Sommer-nacht, — die folgende, die Nacht vom 17. auf den 18. Juni. Es ist um die zwölfte Stunde.

Auf der großen Straße, die in fast gerader nördlicher Richtung von Charleroi über Quatrebras, Genappe, Belle-Alliance, Mont-St.-Jean, Waterloo nach Brüssel fährt, schreitet Napoleon Bonaparte dahin. Zu Fuß — dicht in seinen Mantel gehüllt. Neben ihm nur zwei seiner Getreuesten, Graf Bertrand, der mit ihm die Verbannung geteilt, und Philipp von Cure, der den Gardien vorausseilend noch am vergangenen Abend beim Pachthofe La Chailou eingetroffen war, in dem der Kaiser sein Hauptquartier aufgeschlagen.

Gegen Sturm und Wetter gehen sie an. Ab und zu wirft einer der Herren einen Blick auf die rechts und links der Straße trübe schwelenden Bivalkfeuer des französischen Heeres.

„Warum konnte ich heute abend nicht wie Jol . . . die Sonne aufhalten?“ bricht nun der Kaiser das Schweigen, indem sein Auge, gegen Norden schweifend, die Dunkelheit zu durchdringen sucht. „Wir hätten schon heute die Engländer vernichtet.“

(Fortsetzung folgt.)

Martinsvögel — Wodansvögel.

Zum 11. November.

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

Am Martinstage pflügt von der Küche ein ungewohnter, besonders leckerer Duft auszuströmen. Mittags erbliden wir dann des Rätsels Lösung; da präsentiert die Hausfrau, erschauert, stolz und erwartungsvoll dem Hausherrn „eine gut gebratene Gans“. Das war wohl schon immer so. Um die jetzige Jahreszeit braucht man — warme Betten, also müssen die Gänse ihre Federn lassen. Und zum Glück geben sie auch noch einen knusprigen Braten. Das ist das Rechte zum neuen Wein . . .

Die christliche Legende fährt das allgemeine Gänsemorden, das in diesen Tagen anhebt, merkwürdigerweise auf einen Heiligen zurück; noch dazu auf denjenigen, der als erster heilig gesprochen wurde, ohne daß er das Martyrium erlitt. Als der junge Martin im Jahre 375 zum Bischof von Tours gewählt wurde, versteckte er sich aus übergroßer Bescheidenheit, kam aber dabei einer Gänsschar ins Gehege, die sogleich laut zu schnattern begann, und —

und die weil das Gid-Gad-Lied diesen heiligen Mann verriet, leiden am Martinstag alle Gänse große Blag.

So singt man am Rheine. Die christliche Legende aber hat, wie so oft, heidnische Anschauungen „übergeliebt“, denn die Gans

war ursprünglich ein *Wodansvogel*. Die Friesen brunten an der Küste wußten recht wohl, wer über ihnen dahin brauste, wenn die Wildgänse mit lautem „Kakelkakel“ ins Land flogen. Und wie die Gans, so der Schwan. So erwähnt eine schöne Sage von der oldenburgischen Geest ein Schwanen-Orakel. Als der Graf Udo im Ammerland ein Kloster errichten wollte, wußte er nicht recht, wo sein Werk gottgefällig sei. In Westerstede oder in Wiefelstede oder in Raistede. Da ließ er in Oldenburg einen Schwan fliegen. Der Vogel Wodans flog zuerst nach Wiefelstede — einem uralten Scheidepunkt, von dem die sagenhaften Konradersrege ausgehen — und dann nach Raistede. Dort ließ er sich nieder, und der fromme Graf baute dort sein Kloster. Infolge solcher Ueberlieferungen dreht sich heute noch auf den lutherischen Kirchhöfen in Ostfriesland einer dieser großen Vögel. Sie nennen's, je nachdem er mehr oder weniger plump ist, eine Gans oder einen Schwan, und die Herren Pastöre, die von dem alten Wodan nicht mehr viel wissen wollen, erklären es uns mit der bekannnten Prophezeiung von Huh: ich bin nur eine Gans (das bedeutet der tschechische Name Huh im Deutschen), aber nach mir kommt ein Schwan (Luther). — Auch noch andere von St. Aton. Auf einer Medaille von 1832 sieht man einen verewigt; richtiger: einen Narren mit einer Gans, mit dem Re-Schwan Goethe zum Olymp emportragen, ein anderer Medailleur symbolisierte, sogar die „schwedische Nachtigall“ Jenny Lind mit einem Schwan!

Nun, Schwäne werden wenigstens nicht gegessen! Da befinden Sie sich in einem großen Irrtum. Wenn man's bloß dazu hätte! Am englischen Hofe fehten sie auf keiner Weihnachtstafel. Bei einem Brunnmahl der Stadt Paris für Katharina von Medici im Jahre 1549 wurden gleich einundzwanzig auf einmal aufgetischt. Die Stadt Zwidau, die drei Schwäne im Wappen führt, betrieb eine Schwänenzucht auf ihrem Festungsgraben, bis Kurfürst Christian II. zur Regierung kam, denn der Kurfürst hatte Geschmach an dem ledernen Vogel und aß sie (1604) nach und nach alle auf.

Die Medailleure haben übrigens auch einmal eine Gans verewigt; richtiger einen Narren mit einer Gans, mit dem Revers: Loblied zu Ehren der Gänse. Nun, ein Narr mit Gänzen könnte ebenso gut einen Vorwurf für eine Brunnenfigur abgeben, wie das bekannte Nürnberger Gänsemännchen. Ich denke da an den — Ahnherrn, möchte ich sagen — der langen Reihe der vormal's sächsischen Hofnarren, Claus Narr, der im Dienste dreier Kurfürsten, eines Herzogs und eines Erzbischofs stand. Er war so dumm, daß er noch mit 16 Jahren zu nichts anderem, als zum Gänsehüten zu gebrauchen war. Da hörte er eines Tages Wagen rollen. Der Ruf: der Kurfürst kommt, klang an sein Ohr, und da er den Fürsten sehen, zugleich aber auch seine Gänse nicht allein lassen wollte, griff er rasch die Jungen auf und zog sie mit den Köpfen durch seinen umgeschlalten Gürtel, nahm die beiden Alten unter den Arm und drängte sich so bis vor den Kurfürsten Ernst, der ihn sah, laut auslachte und — sein Talent entdeckte.

Ein drittes Gänsemännchen — ebenfalls plastischer Darstellung wert — wäre dann auch der Spitalbote aus Kaufbeuren, der alljährlich am Martinstage Punkt zwölf Uhr mittags in Kempten eintritt und zwei silberne Händleinspennige überbrachte. Den einen bekam der Stadtkirchner, „der schon darauf wartete“, den anderen warf er über die Brücke in die Iller. Außerdem mußte er sich aber auch noch mit zwei Gänzen schleppen, und wehe ihm, — wenn er über die Brücke ritt — wenn die Gänse das fließende Wasser sahen und schrien, dann war sein Ritt ungnütig.

Unfreiwillig war die Gans der populärere der beiden Wodansvögel. Um eine Gänsefeder, sagte meine Großmutter, muß ein Mädchen über zwölf Bäume steigen. Im Ruhr-Recht von 1452 lesen wir folgende schöne Bestimmung: Wenn das Wasser ein Stück Land abreißt und wo anders antreibt, der mag dem nicht folgen, sondern dem es an sein Land getrieben, mag es benutzen gleich dem Seinen, bleibt aber dem Geschädigten auch nur soviel, daß eine Gans mit ihren Jungen darauf sitzen könnte, und wird später einmal daran Land angetrieben, dann sollen er und seine Erben dieses gebrauchen.

Auf Grund solcher uralter Anschauungen war auch bei verschiedenen Volksfesten eine Gans sozusagen die Hauptperson. So beim Gänserich-Ketten in Pagan. Wie es dabei zugeht, schildert folgendes, freilich nicht ganz kunstgerechtes Gedicht:

An zweien mit Blumen umwundenen Stangen
war quer ob der Bahn eine Leine gespannt,
und mitten in dieser nun wurde gehalten
ein lebender Gänserich am hansenen Band.
Das Tier hing acht Ellen hoch über der Erden,
im gestreckten Galopp mußte man ihn,
um Sieger und König im Spiele zu werden,
mit Gewalt seiner starken Fessel entziehen.
Und hoch auf der Stangen vergoldeten Spitzen,
hing für die Sieger der rühmlichste Preis:
Halstragen, Tücher, Westen und Mägen
am lustig schaukelnden Eßischenreis.

Im Jahre 1664 erwischte ein Reiter zwar den Gänserich, aber dafür ließ das Pferd unter ihm weg, dem Vogel riß der Hals entzwei

und der Reiter brach das Genick. Daraufhin wurde das Spiel verboten, ja in der Folge überhaupt alles Gänsehaken unterlagt, und so behauptet der Volksmund von Pagan heute noch, es gäbe dort — keine einzige Gans! — Ein ähnliches Fest feierte man auch in Frankfurt a. M. Dort wurde am letzten Tage der Sachsenhäuser Kirchweih unterm Kreuzbogen der alten Mainbrücke ebenfalls ein Gänserich schwebend aufgehängt, der natürlich heftig mit den Flügeln schlug, und nun kamen die Fischer im kleinen Nachen den Strom herab, der dort am reichendsten war, und suchten dem Gänserich zu fassen, sprangen dazu in die Höhe, stießen sich dabei gegenseitig aus dem Boot, fielen ins Wasser, und so dauerte die Lust, bis sie schließlich ebenfalls ein schlimmes Ende nahm, worauf sie der Rat im Jahre 1675 gleichfalls verbot. Das Volk schätz aber nicht nur Federn, Fett und Braten, sondern traut dem Göttervogel, vulgo „dumme Gans“ auch prophetische Gaben zu. In einem Kalender von 1602 ist folgendes zu lesen: „Ihr guten Mütterlein, ich verehere euch das Brustbein, daß ihr salendermäßig daraus Wahrsagen lernt und Wetterpropheten werdet. Das förderste Teil beim Hals bedeutet den Vorwinter, das hinterste den Nachwinter, das weiße bedeutet Schnee, das andere große Kälte.“ Der Deutsch-Ritterorden in Preußen unternahm im Jahre 1455 sogar einen Feldzug auf Grund einer von Gänseflocken angefügten Witterungsbestimmung. — Im Fichtelgebirge gilt die Gans als Liebesorakel. Dort treten am Andreasabend die jungen Mädchen zu einem Kreis zusammen, nehmen einen Gänserich in ihre Mitte, und zu welchem Mädchen er dann „mit verbundenen Augen“ kommt, die wird im nächsten Jahre Braut.

Doch Wunder über Wunder! Es fehlt noch die Wundergans: Branta bernicla, L., von der um 1211 ein des ewigen Fastens überdrüssiger Mönch, Gervasius von Tilbury, behauptete, daß sie überhaupt kein Vogel sei, sondern eine Frucht, die auf Bäumen wüchse. Er schrieb darüber im dreihundertjährigen Kapitel seiner „Mutestunden“: „In der Grafschaft Kent, bei der Abtei Frabersham, entstehen am Meeresstrande Bäume nach Art der Weiden. Aus diesen sprossen Knoten, fast wie die Knospen neuer Triebe, die, wenn sie ausgewachsen sind, in Vögel verwandelt werden. Diese hängen die ihnen von der Natur erteilte Zeit hindurch am Schnabel abwärts und fallen nach der Belegung, und nachdem sie gleichsam ihre Jugendperiode durchgemacht, mit sanftem Flügelschlage ins Meer.“ Unter Berufung hierauf wurde die „Baumgans“ jahrhundertlang — wie die „Trauerente“ — als Fastensspeise verzehret, auch noch, nachdem der Holländer G. de Vera in seinem Bude über Spitzbergen (1599) die dortigen Nestplätze der Vögel entdeckt und beschrieben hatte.

Zum Schluß: ist es denn überhaupt ausgemacht, daß die Gans wirklich der Martinsvogel sei? Der Rahe sicherlich nicht, obwohl auch er ein Begleiter des „Wilden Jägers“ war und deshalb allezeit beim Landvolk in hohem Ansehen stand. Aber das in einigen Martinsliedern genannte „Rubientje“ oder „Goldhänen“? Oder der Schwarzwacht „met ym root Kapengeltje“ (Schnurleibchen), der obendrein picus martius heißt! Alle diese Vögel tragen sozusagen Wodans Livree: gelb und rot, und lassen der Phantasie einen weiten Spielraum, eine Beziehung zu dem roten Mantel anzunehmen, den Sankt Martin mit jenem Bettler (Christus) teilte. Aber eins ist gewiß: „Jeser hebben wy op St. Marten lieber een gans dan een goudhaantje op tafel“...

Moderne Kriegslisten.

Die Kriegsliste unserer „Enden“, die sich durch einen künstlichen vierten Schornstein ein verändertes Aussehen gab und sich so dem Feind ungehindert nähern konnte, wird selbst von den Engländern als vollkommen „fair“ bezeichnet. Derartige Listen spielen in modernen Kriegen eine keineswegs zu unterschätzende Rolle. Das Markieren von Schützengraben, in denen Helme und Knäpfe im Anschlag liegende Soldaten vortäuschen sollen, wird ja schon im Manöver geübt. Auch mancher auf einer alten Lafette ruhender Baumstamm muß dem Gegner ein Geschütz vortäuschen. Die Belgier gingen bei der Verteidigung des Forts Wavre-St. Catherine noch weiter, indem sie durch selbstgezeugte Explosionen den Anschein erwecken wollten, es seien Teile des Forts in die Luft geflogen. Als dann deutsche Infanterie anstürmte, begannen die Belgier plötzlich wieder zu feuern. Freilich nützte ihnen die List wenig. In der Schlacht von Champigny am 30. November 1870 gewahrten die Württemberger auf dem rechten Flügel der Franzosen eine Abteilung Helme tragender Soldaten. Außerdem hörte man den Ruf: „Surra, die Sachsen!“ Die Württemberger stellten daher nach dieser Richtung ihre Feuer ein, weil sie glaubten, die Abteilung gehöre zu den aus Le Plant vordringenden Sachsen. Bald aber erblickten sie unter den langen Mänteln der Helmträger die roten Hosen der Franzosen. Ein tüchtiges Schnellfeuer vertrieb jedoch deren List und zwang sie zur schleimigen Flucht, wobei sie die den Sachsen abgenommenen Helme eilig von sich warfen.

Weniger „fair“ ist dagegen die von den Franzosen 1870 mehrfach gebrauchte List, die Deutschen durch Schwanken einer weissen Fahne zum Einstellen des Feuers zu veranlassen und sie dann, als sie aus den Schützengraben herauskamen und die Franzosen gefangen nehmen wollten, plötzlich mit einem Pfeifhagel zu überschütten. Das geschah bei Champigny und auch bei Sedan, wo die vierten preussischen Jäger die Opfer einer derartigen Falle wurden.

Nach der siegreichen Schlacht von Sedan wandte der preussische General von Bapa eine Kriegslist an, um die noch verstreut im Walde weiterkämpfenden Franzosen gefangen zu nehmen. Er ließ von einem bereits gefangenen französischen Unteroffizier das französische Signal „Sammeln“ blasen und bald kamen gegen 1000 verstreute Franzosen aus ihren Waldverstecken.

Im russisch-japanischen Kriege haben besonders die vermissten Japaner mit mancherlei Listen gearbeitet. So wurde Mitte Februar 1905 den Vorposten des von General Rennenkampf befehligten rechten Flügels der russischen Armee ein in tadellosem Russisch geschriebener Brief überbracht, der die Bitte enthielt, die russischen Offiziere möchten sich doch — da anscheinend kriegsrische Operationen noch nicht in Aussicht ständen — zu einer geselligen Zusammenkunft mit japanischen Kavallerieoffizieren einfinden. Und zwar wurde ein Picknick um den 20. Februar herum vorgeschlagen. Die russischen Offiziere gingen auch auf diesen „Scherz“ der Japaner ein und trafen sich mit diesen am 21. Febr. Am Abend zuvor setzte aber schon der japanische Angriff ein, freilich nicht gegen den rechten, wohl aber gegen den linken Flügel der russischen Armee. Während man am Diaho frühstückte, kämpfte man am Dalnipah. Die Russen hatten sich täuschen lassen. Auch ihr linker Flügel wurde das Opfer einer japanischen Kriegslist. Den in den ersten Gefechten gefangenen Japanern wurden nämlich einige Briefe abgenommen, aus deren Adressen und Inhalt hervorging, daß der russische linke Flügel die Armee Rogi vor sich hatte. In dieser Ansicht wurde man noch bestärkt, als die angreifenden Japaner — es wurde damals oft in Entfernungen von nur 100 bis 300 Meter gekämpft — den Russen ständig auf russisch zuhrüllten, sie kämen von Port Arthur. Wie groß war das Erstaunen der russischen Heeresleitung, als sie später erfuhr, daß die Armee Rogi gegen ihren rechten Flügel vorging, während bei Mukden eine vollkommen neugebildete Armee, die Valuarmee, stand, von deren Bestehen sie keine Ahnung gehabt hatte. Die Briefe waren eigens geschrieben worden, um sie den Russen in die Hände zu spielen, und die Japaner hatten durch ihr Zubrüllen, sie kämen aus Port Arthur, die Russen in ihrer falschen Meinung nur noch bestärkt.

Vermischtes.

* Deutsche Kaufleute und deren Zahlungspflicht an den Feind im Kriege. Die Berliner Kaufleute ihre Zahlungspflicht gegenüber dem Feinde im Kriege erfüllen, darüber berichtet J. W. v. Archenholz in seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges. Die Russen unter dem Befehl des General Totleben hatten 1760 Berlin eingenommen, welches mit diesem kapituliert hatte. Um die angebotene Milderung der Stadt abzuwenden, sollte Berlin eine Kontribution von 4 Millionen Reichstaler bezahlen. Der Berliner Großkaufmann Gotskowsky, der bei den Russen in hohem Ansehen stand, weil er russischen Gefangenen gegenüber sich häufig wahrhaft großmütig und freigebig gezeigt hatte, verhandelte mit Totleben, der auch ein sehr humaner Mann war und dieser ermäßigte die geforderte Summe auf 1/2 Million und 200 000 Reichstaler, als Trinkgeld für die Soldaten. Die Stadt Berlin zahlte darauf in bar 700 000 Reichstaler und gab für die bleibende Million Wechsel und Kreditbriefe auf Berliner Kaufleute, welche Gotskowsky als Bürge mit unterschrieb. Die Russen und deren Verbündete, die auch Truppen nach Berlin hatten marschieren lassen, wollten in der Mark Brandenburg Winterquartiere beziehen. Da nahte der König Friedrich II. von Schlesien her mit seiner Armee in Gewaltmärschen, um seine Hauptstadt vom Feinde zu befreien; dies genügte, um diese mit der Eile eines gedönten Mlices verschwinden zu lassen. Der Magistrat beschwor Gotskowsky, sich in das Hauptquartier der Russen nach dem Osten zu begeben, um wegen der Bezahlung des Restes der Kontribution zu verhandeln, um zu erreichen, daß der Wert gewisser Lieferungen, die man an die Russen gemacht hatte, an der noch schuldigen Million Reichstaler gekürzt werden dürfe. Im russischen Hauptquartier aber ließ man sich auf einen Abzug nicht ein, obgleich es der Berliner Unterhändler an Geschenken und Bestechungen nicht hatte fehlen lassen. Als Friedrich II. hörte, was es mit der Million Reichstaler an die Russen zu bemenden hatte, befahl er den Berliner Kaufleuten, ihre Wechsel und Kreditbriefe nicht einzulösen. Gotskowsky aber begab sich zum König und beschwor diesen, seinen Befehl zurückzunehmen. Er erklärte seinem Landesherrn die Natur der Wechsel und Kreditbriefe und weiter, daß es für einen Kaufmann schimpflich sei, wenn er seine Wechsel nicht bezahle. Der König hob darauf den gegebenen Befehl wieder auf, bezahlte aber im geheimen selber die Million Reichstaler für die Russen. — An diesem Muster können sich die Engländer ein Beispiel nehmen, die ihren Kaufleuten verboten haben, Schulden in Deutschland zu bezahlen.

* Im dunkelsten London. Nicht ohne einiges Vergnügen wird man folgende kleine Notiz lesen, die der „Daily Chronicle“ zur Veruhigung des Londoner Publikums bringt: „Die Bewohner von London, über die durch die Verminderung des Lichts einige Unbequemlichkeiten gebracht sind, mögen versichert bleiben, daß wir jetzt das Minimum von Beleuchtung und das Maximum von Sicherheit gegen einen Luftangriff erreicht haben.“

Man weiß sehr wohl, daß ein Teil des deutschen Feldzugsplans ein Luftstreitflug gegen London ist, hauptsächlich zu dem Zweck, wie der Feind glaubt, eine Panik hervorzurufen. Die notwendigen Vorsichtsmaßregeln sind jetzt getroffen worden, um jede Angst bei den Einwohnern zu nehmen, und alle Mittel stehen bereit, Luftbesuchern ein warmes Willkommen zu bieten. Niemand könnte jetzt von einer Flugmaschine oder einem Luftschiff über London einen Teil der Hauptstadt von dem andern unterscheiden, oder irgend eines von unseren wichtigsten Gebäuden herauserkennen. Es ist sehr angenehm zu hören, daß trotz der Dunkelheit keine Zunahme in der Zahl von Unfällen zu verzeichnen ist, was als ein gutes Zeugnis für die Sorgfalt der Lenker gelten kann, und auch keine Zunahme von Verbrechen, was als ein Kompliment für die erhöhte Wachsamkeit der Polizei zu deuten ist. Wenn nun die Londoner sich abends noch nicht beruhigt zu Bett legen, so wird ihnen trotz aller Dunkelheit kaum noch zu einem gesunden Nachtschlaf zu verhelfen sein.

* Liebe und Hiebe. Wie wenig Respekt bisweilen die Druckfehlerenteufeln selbst vor der ernstesten Lage der Völker haben, davon weiß der Nieuwe Rotterdamse Courant ein Beispiel zu erzählen. Zeigt ihnen das durch deutsche Liebe von ganz besonderer Art, stand nämlich in dem nach Holland gelangenden Wol-Telegramm, das den Tagesbefehl des bayrischen Kronprinzen w d gab, worin die Engländer als die ärgsten Feinde der Deutschen genannt und der Aufmerksamkeit der deutschen Soldaten besonders empfohlen werden. Der Sarkasmus des Ausdrucks ganz besonderer Liebe befreumdete natürlich in einem soldatischen Tagesbefehl, dessen Inhalt ja auch dem einfachsten Verstand beargwöhnlich sein soll. Als nun später die deutschen Zeitungen Holland erreichten, zeigte es sich, daß der Kronprinz allerdings nicht die stillistische Form des Sarkasmus angewandt hatte, denn da stand nicht Liebe, sondern — — Hiebe.

* Die Treue ist kein leerer Wahn. Hausfrau (in der Küche): „Ich wollte, Minna, Sie hätten den Ernst Ihrer Vorgängerin!“ Minna: „Aee, Madam — nicht zu machen, ich bleib mei'n Edward treu!“

Büchertisch.

— Kriegsnummer 14 der „Illustrierten Zeitung“ (Verlag J. J. Weber). — Der wirkungsvolle Umschlag setzt uns ein Torpedoboot in voller Fahrt, während die erste Titelseite ein Bild zur deutsch-ungarischen Waffenbrüderlichkeit: „Aussprache des Bürgermeisters Stephan Bárczy in Budapest von seinem Automobil aus an das Publikum während der Illumination der Stadt anlässlich der Taufe der Kaiser-Wilhelm-Straße und des Berliner Platzes“ bringt. Interessant und künstlerisch wertvoll sind die wieder in einer vielseitigen Beilage in Offiziersdruck wiedergegebenen Kleinzeichnungen Hans von Hagels aus den Kämpfen bei Vilsa. Daß der Humor dem deutschen Krieger auch im Schützengraben und in der Artilleriedeckung nicht verloren geht, beweisen die in gleicher Art reproduzierten lebenswahren Skizzen von O. J. Olberg, dem in der Front kämpfenden Mitarbeiter der „Illustrierten Zeitung“. Das Eingreifen der Türkei in den Weltkrieg wird in einem gleichnamigen reich illustrierten Artikel von Dr. A. Birth, München, beleuchtet, und von anderen interessanten, meist durch ausgezeichnete Bilder veranschaulichten Aufsätzen seien noch genannt: „Nationale Erziehung“; „Die Vortugiesische Armee“; „Die Feldsüche“ usw. An größeren künstlerischen Beigaben enthält die reichhaltige Nummer u. a. ein doppelseitiges packendes Bild von Prof. Karl Storch „Heimkehrende ostpreussische Flüchtlinge auf dem Marktplatz in Taviau“, von Willy Stöwer „Die Emden“ vernichtet den russischen Kreuzer „Schemschug“ und den französischen Torpedojäger „Mousquet“, von Erich Mattschah „Deutsche Ordnung in einem Dorfe französisch-Lothringens“ und außerdem eine große Anzahl kleinerer Streubilder von den verschiedensten Kriegsschauplätzen. Nicht unerwähnt sei die zeitgemäße packende Erzählung „Kevanche“ von Kurt Rüdiger. — Preis der Nummer 1 Mk., Vierteljahrsabonnement Mk. 8.50.

Logograph.

Mit „t“ bin ich stärker als Eisen,
Perfören ist meine Lust.
Mit „e“ pflegt mich der Gärtner
Als Pflanze für deine Prust.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des magischen Quadrats in voriger Nummer:

E	U	L	E
U	R	A	L
L	A	U	B
E	L	B	A